Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau
Nr. 128. Bromberg, den 9. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(4. Fortsetzung.) ——

Es war knapp zwei Wochen her, daß Hubert Baker seinen neuen Posten in Peshawar angetreten hatte. Peshawar war die wichtige Garnisonhauptstadt, die nahe der afghanischen Grenze auf einer von Bergen umschlossenen Ebene lag. Hubert wußte, daß es ein gefährlicher Posten war, zu dem man ihn berufen hatte, und er war jung und ehrgeizig genug, um sich zu freuen, seine Kräfte und sein Können unter Beweis zu stellen. Außer mit Philipp Lawson, mit dem er verschiedentlich schon in anderen Distrikten zusammen gewesen war und mit dem ihn eine gute Kameradschaft verband, arbeitete er, abgesehen von einigem Bureaupersonal, direkt unter Oberst Blunt, Chef des britischen Geheimdienstes der nordwestlichen Distrikte Indiens.

Seit einiger Zeit hatten sich die Unruhen an der Grenze verstärkt. Die eingesetzten Truppen stellten fest, daß die Räuberstämme drüben am Kayberpaß mit modernsten Maschinengewehren und Waffen ausgerüstet waren. Wer hatte diese Waffen geliefert? Wer hatte Interesse, die Bergvölker aufzuwiegeln? Die Nachforschungen der Polizei blieben trotz aller Anstrengungen nahezu ergebnislos. Man hatte einen Fuhrmann gefaßt, der in Mehlsäcken einige auseinandergenommene Gewehre über die Grenze zu schmuggeln versucht hatte. Bei der Vernehmung hatte er beharrlich jede Auskunft verweigert und trotz der Zusage von Straffreiheit bei der Nennung seiner Auftraggeber, war aus dem Mann nichts herauszubekommen gewesen. — Man hatte sich einen der besten Agenten der Geheimpolizei zur Hilfe geholt, der in der Maske eines Schlangenbeschwörers durch das Land reiste. Eines Morgens fand man ihn in einem Rasthaus tot auf. Aus dem Korb mit den Schlangen war eine Kobra entwichen und hatte ihm scheinbar den tödlichen Biß versetzt. Die Polizei wußte, daß der Korb von unbekannter Hand geöffnet sein mußte, aber von dem Täter fehlte jede Spur. Man hatte einen andern Agenten eingesetzt. Vier Tage nach Erteilung des Auftrages war er spurlos verschwunden. Da berief man Philipp Lawson, den fähigsten Beamten im indischen Geheimdienst, nach Peshawar, und Lawson brachte Hubert Baker mit, den man an höchster Stelle noch etwas zu jung für die schwierige Aufgabe hielt, während Lawson selbst das größte Vertrauen in den strebsamen jungen Offizier setzte.

In gemeinsamer Arbeit war es gelungen, gleich in den ersten Tagen eine Verschwörung aufzudecken, die, wie Lawson und Baker vermuteten, mit den Waffenlieferungen in Zusammenhang stand. Bei Bahadur Khan, der als Neffe des Nawab unberechtigterweise Ansprüche auf den Thron von Patipur machte, war ein geheimes Waffenlager gefunden worden. Über die Herkunft der Waffen befragt, behauptete Bahadur Khan, nichts zu wissen. Immerhin war seine Verhaftung ein erster Erfolg Lawsons und Bakers.

Ein zweiter, größerer stand bevor. Lawson hatte bereits früher einen persischen Teppichhändler beobachten lassen, der ihm irgendwie verdächtig erschien, obwohl er infolge seiner ausgesucht guten Ware Zutritt zu den höchsten Regierungsstellen hatte. Lawson hatte keine Beweise, aber sein untrüglicher Instinkt ließ ihn den Verbrecher ahnen, bevor er noch irgendeine Handhabe hatte. Zweimal hatte die Polizei beim Grenzübertritt den Perser durchsucht, ohne das geringste zu finden. Beim dritten Male fand man ein Schriftstück in seinen Kaftan eingenäht, das in persischer Sprache abgefaßt war und auf den ersten Blick völlig unverdächtig schien. Der Beamte, der es Lawson brachte, war selbst überzeugt, daß dies Schreiben keinen Pfennig wert und sein Chef in diesem Fall auf falscher Fährte war. Lawson aber nahm das Papier und legte es wie eine Kostbarkeit in den Safe, zu dem außer ihm niemand den Schlüssel hatte. Er wußte, daß der Brief, wenn es gelang den Chiffreschlüssel zu finden, für die Entdeckung der Verbrecher von entscheidender Bedeutung war.

Wird ein schweres Stück Arbeit sein, hinter den Sinn der Worte zu kommen", murmelte Lawson halb zu Baker hin, nachdem er das Schriftstück aus dem Safe genommen und mit dem Studium begonnen hatte.

Baker, der ihm am Schreibtisch gegenübersaß, sah auf. „Kann ich mal meine Kunst versuchen?"

In diesem Augenblick rief ein dringender Anruf Lawson ab. „Schön, mein Junge, hier ist der Safeschlüssel. Wenn du fertig bist, leg den Brief sofort wieder in den Safe. Auf Wiedersehen."

Er nahm die kleine, immer fertig gepackte Reisetasche und ging. In der Tür drehte er sich noch einmal um. „Bis morgen mittag und viel Glück."

Es war, wie Lawson vermutet hatte, sehr schwierig, den Sinn des Schreibens zu finden. Stundenlang wälzte Baker Überlegungen in seinem Hirn, ohne klarzusehen. Erst spät nach Mitternacht fand er den roten Faden. Es handelte sich scheinbar um einen Auftrag an zwei Personen, die „der Große" und „der Kleine" genannt wurden. Baker beschloß, am nächsten Tag gemeinsam mit Lawson weiterzuarbeiten. Jetzt, nachdem der Anfang gefunden war, mußte es möglich sein, alles zu entziffern und damit vielleicht den Hinweis auf die Leitung der Organisation zu bekommen. Er verschloß den Brief und seine Aufzeichnung dazu im Safe und nahm den Schlüssel an sich. — In der Nacht schlief er tief und fest.

Am andern Morgen war viel zu tun, da er den Vorgesetzten vertreten mußte. Lawson kam erst, als Baker schon mit dem Mittagessen begonnen hatte. Er schien ausgezeichneter Laune, hatte bereits das Mittagessen hinter sich und hörte mit großem Interesse Bakers Bericht über den Inhalt des persischen Schreibens. Er wollte sich sofort an die Arbeit machen.

„Gib mir doch den Schlüssel zum Safe, wenn du fertig bist", bat Lawson aufstehend.

„Hier", Hubert zog seinen Schlüsselbund aus der Tasche und warf ihn durch die Luft dem Kameraden zu, der ihn geschickt auffing und die verschiedenen großen und kleinen Schlüssel am Ring zurückzuschieben begann.

„Er ist nicht da."

Hubert sprang so ungestüm aus dem sanft schwingenden Stuhl auf, daß er mit lautem Lärm auf den Steinboden der Veranda krachte, wo eine Lehne zerbrach. Er stürzte an Lawson vorbei und in das Innere des Bungalows. Weithin hörte man ihn nach Rajjab Ali dem Diener, und Muhammed Dost rufen.

Nach ein paar Minuten erschien er unter der Glastür, weiß wie ein Leichentuch und die Hand, in der er die Zigarette hielt, zitterte vor Aufregung. „Die beiden sind fort" keuchte er.

„Und der Schlüssel."

„Philipp, ich habe mein Wort gehalten ich habe nach dem Abendbrot bis zwei Uhr nachts gearbeitet und die Papiere sofort eingeschlossen, wie abgemacht. Den Schlüssel trug ich bei mir". Er öffnete sein weißes Polohemd und zeigte eine dünne goldene Kette, an der er des Nachts den Safeschlüssel zu tragen pflegte. „Erst heute morgen, ich war schon sehr früh auf, befestigte ich ihn am Schlüsselbund und steckte ihn in meine Hosentasche."

„Benachrichtige den Außendienst", rief Lawson, während er schon durch den Garten stürzte, um in dem gegenüberliegenden Bureau den dort eingeschlossenen Duplikatschlüssel für den Safe im Bungalow zu holen.

Ein paar Minuten später kehrte er atemlos von dem raschen Lauf zurück. Hubert war noch immer bleich, seine Lippen zuckten. Er sprach nicht, alles was er sagte, war „Großer Gott". Jedes weitere Wort erschien ihm überflüssig und sinnlos.

Lawson drehte mit ruhiger beherrschter Hand das Schloß auf. Obenauf lagen, säuberlich zusammengefaltet, einige Dokumente, aber Lawson, der seinen Safe kannte, sah es mit einem Blick: das chiffrierte Schriftstück war verschwunden und außerdem die Geheimliste, die die Namen der Agenten der Polizei enthielt!

Lawson lief mit langen Schritten auf und ab. Hin und wieder kam über seine Lippen ein greulicher Fluch.

Nach einer langen Weile sagte Hubert: „Es ist meine Schuld. Es tut mir leid, daß ich dich in diese üble Geschichte mit hineingezogen habe. Ich gehe zum Chef und werde ihm den Sachverhalt erklären und meine Entlassung einreichen."

Lawson drehte sich kurz um. „Ich bin der Dienstältere, ich hätte dir den Schlüssel nicht überlassen sollen."

„Sei still", sagte Hubert kurz und etwas von seiner früheren Energie kehrte in seine Stimme zurück. „Rede keinen Unsinn."

Lawson sah den Kameraden an. „Gut", sagte er, „laß uns gemeinsam gehen". Er wußte, daß es die Karriere kosten konnte oder zumindest eine empfindliche Verzögerung aller Zukunftspläne. —

Sie mußten lange auf den Vorgesetzten warten. Während sie ruhelos und aufgeregt im Bureau saßen, sagte Lawson: „Wir stehen auf einem gefährlichen Posten und wir wissen es. Mit Dingen wie diesen haben wir zu rechnen und darum doppelt aufmerksam zu sein um zu verhindern, daß sie geschehen können. Aber es wird nicht den Kopf kosten. Man wird uns neue Aufgaben stellen, damit wir das in uns gesetzte Vertrauen wieder rechtfertigen können und bei Gott, das werden wir ihnen beweisen."

Hubert schwieg.

Nach einer Weile sagte er etwas von Ehrensache. Lawson klopfte ihm gutmütig auf die Schultern. „Komm, komm. Wir haben beide ein reines Gewissen und das ist schließlich die Hauptsache. Es ist verteufelt unangenehm, aber es hat mit Ehre nichts zu tun —"

Sie wurden durch den Eintritt von Oberst Blunt unterbrochen. Der Oberst war ein ungefähr fünfzigjähriger Mann von untersetzter Gestalt, mit schlohweißem Haar und einem gesunden, energischen Gesicht.

Lawson hatte gerade den Vortrag über die Angelegenheit beendet, als es an die Tür klopfte und der erste Sekretär ein Päckchen hereintrug, das soeben von einem eingeborenen Briefträger abgegeben worden war. Es war mit dem Vermerk „Expreß" abgeschickt worden. Poststation Peshawar. Lawson und Hubert starrten wie gebannt auf das kleine schmutzige Paket und ihre Ahnung täuschte sie nicht. Es enthielt den gestohlenen Safeschlüssel und einen Brief an Hubert Baker adressiert.

„Ich muß Sie bitten den Brief in meiner Gegenwart zu öffnen und vorzulesen", sagte Oberst Blunt.

Hubert drehte den etwas schmutzigen, gelben Briefumschlag, auf dem in sichtlich verstellter Schrift „Baker, Sahib" stand, zwischen den Fingern. Eine innere Stimme sagte ihm, daß dieses dünne dreckige Papier sein Schicksal enthielt.

Der anonyme Brief war in schlechtem Englisch abgefaßt und hatte ungefähr folgenden Wortlaut:

„Schreiber dieses bestätigt Schlüssel auf verabredetem Platze gefunden und Dokumente erhalten zu haben. Die vereinbarte Summe ist am heutigen Morgen bei sew-car X. (indischer Bankier) hinterlegt worden und wird Sahib Baker jederzeit bei Bestätigung seines Namens ausgezahlt werden."

Eine Weile herrschte tödliches Schweigen. Lawson wagte es nicht, den Freund anzusehen und noch weniger, in das Gesicht seines Vorgesetzten zu blicken. Hubert selbst stand wie zu Stein erstarrt. Aber plötzlich verlor er alle Haltung, keiner Beherrschung mehr fähig, begann er zu fluchen und zu schimpfen. Seine Stimme überschlug sich vor Zorn und Empörung.

Der Oberst, hinter seinem Schreibtisch verschanzt und die Sachlage überdenkend, ließ ihn toben. Dann sagte er: „Ich möchte Sie bitten, sich in Begleitung des ersten Polizeikommissars zu der besagten Bank zu begeben und festzustellen, was an dieser Behauptung wahr ist."

„Jawohl, Sir."

Lawson und Baker verließen mit dem Beamten das Zimmer, in dem Oberst Blunt nun zu telephonieren begann. Der Polizei war schon Meldung erstattet worden, gut — man solle sofort sämtliche Spuren des eingeborenen Dieners und des Lehrers aufnehmen. In Ordnung. Bericht sobald wie möglich.

Während des langen Weges — sie mußten durch den Basar, um zu dem angegebenen Bankier zu gelangen und wie immer herrschte hier ein unbeschreibliches Gedränge der verschiedensten malerischen Gestalten, die aus Zentralasien, Tibet, Afghanistan und ganz Indien nach Peshawar gekommen waren — sprach keiner der drei Männer ein Wort. Huberts Zorn war allzu groß, als daß er ihn noch in Worten hätte ausdrücken können.

Auf der Bank legte er das Schreiben und seinen Paß dem Kassieren vor, in der geheimen Hoffnung, daß sich sofort irgendwie herausstellen würde, daß dies alles nur ein schmutziger Trick sei, um Verdacht auf seine Person zu lenken und ihn aus der Arbeit auszuschalten.

Aber es kam anders. Man zahlte ihm ohne weiteres fünftausend Rupien aus. Ein Fremder hatte sie an diesem Morgen für Sahib Baker eingezahlt mit der Bestimmung, daß sie ohne weiteres an Baker bei dessen Nachfrage ausgezahlt werden sollten. „Ich hoffe, es ist alles in Ordnung" dienerte der Mann, der ihnen die Scheine vorzählte.

Hubert bedeckte plötzlich sein Gesicht mit beiden Händen. Er brauchte Minuten, um sich zu fassen. Selbst Lawson, der unerschütterliche, war völlig verstört. Der Polizeikommissar beschlagnahmte die Scheine und beorderte den Bankier ins Kommissariat. Dann fuhren sie in das Bureau zurück. Oberst Blunt erwartete sie bereits.

„Sir", sagte Baker, „der Anschein ist gegen mich. Man hat mir künstlich den Mund gestopft, und das war wahrscheinlich die Absicht. Ich kann sie nur bitten, Ihrem Instinkt zu folgen und mich je nach Ihrem Gefühl als anständigen Menschen oder als den dreckigsten . ."

„Mein lieber Junge", erwiderte der alte Mann, „ich habe Ihren Vater gekannt, und ich weiß, wer und was Sie sind. Aber es tut mir leid, ich muß die Sache dem Gouvernement melden. Lassen Sie den Kopf nicht hängen, Baker, die Geschichte wird in Ordnung kommen. Man hat Ihnen übel mitgespielt, weil man anscheinend weiß, daß Sie wehrlos sind und noch nicht erprobt. Warten Sie meinen Bescheid bei sich zu Hause ab." Eine Sekunde zögerte er noch. Dann reichte er Hubert die Hand.

„Ich danke Ihnen, Sir."

(Fortsetzung folgt.)

Beine an der Wand.

Heiteres Geschichtchen von Theodor Mühlich.

Vor einigen Jahren noch konnte es geschehen, daß der Fremde, der Basel besuchte, vor einem Haus plötzlich verwundert stehen blieb und den sonderbaren Wandschmuck betrachtete, der die Vorderfront des Hauses „zierte". Gewöhnlich lachte er oder schüttelte ungläubig den Kopf: der Besitzer des Anwesens mußte ein sonderbarer Kauz sein, der seinen Mitmenschen eine lustige Nase drehen will, oder aber er besaß ein verschrobenes ästhetisches Empfinden, das geradezu strafbar war. An der schmutziggrau übertünchten Wandfläche prangten nämlich ein paar nackte behaarte Männerbeine, ohne alles Drum und Dran; sie baumelten lustig an der Wand, und der Fremde suchte vergebens nach dem dazu gehörigen Körper, er war nicht zu finden, just wie bei einem guten Suchbild.

Achselzuckend ging endlich der Fremde seines Weges, traf er aber auf einen Einheimischen und deutete fragend nach dem sonderbaren Wandgemälde, so konnte er von dem schmunzelnden Munde eine gar sonderbare Geschichte hören, die diese künstlerische Entgleisung vollkommen rechtfertigte.

Vor langer, langer Zeit, etwa im Jahre 1515, lebte in Basel ein junger Maler. Lustig, wie das Künstlervölkchen nun einmal ist, liebte er den Wein, den man in der Schweiz schon immer gut und billig bekommen konnte, mehr als das Wasser. Da er dabei das Unglück hatte, kein Geld zu besitzen, war er mehr als eines Weinwirtes Schuldner geworden. Einer von diesen, der für leichtsinnige junge Maler wenig Verständnis hatte und nicht warten wollte, bis der Luftikus dereinst ein berühmter Mann würde und somit seine Schulden bezahlen könnte, zwang den jungen Mann, als Entgelt sein Haus zu übertünchen, andernfalls er ihn in den Schuldturm sperren ließe. Da der Jünger der Kunst mit diesem keine Bekanntschaft schließen wollte, willigte er seufzend in das beleidigende Begehren, und die Basler konnten in den folgenden Tagen den jungen Künstler beobachten, wie er verbissen mit wuchtigen Pinselstrichen die Hausfront seines Gläubigers bearbeitete. Dabei stand eine strahlende Sonne am Himmel und sandte ihre sengenden Gluten auf die Erde hernieder — es war nämlich mitten im heißen Sommer —, und dem Mann rannen Schweißbäche den Körper hinab; seine Lockenmähne klebte ihm am Kopf, und seine Zunge hing ihm wie ein ausgedörrter Glockenschwengel im Gaumen.

Kein Wunder, daß der Wirt das Gerüst öfter, als ihm lieb war, leer fand, wenn er sich vom Fortschreiten der Arbeit überzeugen wollte, und er in gar manchen Weinschenken Umschau halten mußte, bis er den durstigen Streiker hinter einem vollen Becher aufstöberte. Da er dieser kriminalistischen und für sein Bäuchlein etwas anstrengenden Tätigkeit bald überdrüssig wurde, bestellte er kurzerhand einen Wächter, der den Arbeitsunwilligen „beschatten" mußte.

Die Arbeit war noch nicht beendet, die Sonne wurde immer unbarmherziger gegen den jungen Mann. Da sein Durst dabei immer größer wurde, sann er auf eine List, den Wächter zu täuschen.

Ein Lächeln huscht über die Züge des Künstlers: flugs greift er zum Pinsel, malt und malt in hastigen Strichen ein Paar Beine an die Wand, die den seinen gleichen, und so oft nun der Wächter zur Tür herausschaut, glaubt er die Beine des Malers zu sehen, wie sie vom Gerüst herabbaumeln. Zufrieden kehrt er in seine Behausung zurück, glaubt er doch den Jüngling bei der Arbeit. Währenddessen sitzt dieser kreuzfidel in einer schattigen Weinkneipe und bechert, daß das Herz ihm lacht.

Das ist die Geschichte der paar Männerbeine, die so gegenstandslos an die grauschmutzige Wand eines Hauses in Basel gepinselt waren und die das erstaunte Kopfschütteln so vieler Fremden verursacht hatten, die davorgestanden. Erst vor einigen Jahren ließ der Besitzer das Haus neu abputzen und dabei die Beine übertünchen. Das Gaffen der verwunderten Fremden war ihm auf die Nerven gegangen.

Der junge Maler aber, der hier sein erstes Wandgemälde „verbrochen" hat, wurde der berühmte Hans Holbein d. J., dessen Monumentalgemälde heute eine Zierde der ersten Gemäldegalerien der Welt sind.

Sie sind eines Stammes.

Blatt — Blüte — Blume — Blut.

Von Dr. Wilhelm M. Esser.

Ja, ein Blatt . . . Wer von uns hat schon einmal darüber nachgedacht, was das eigentlich ist: ein Blatt?

Nun, zunächst einmal hat der Leser eben jetzt so ein „Blatt" vor Augen, ein Stück bedrucktes Papier, wie wir auch von einem „Blatt" im Buch oder einem Kartenblatt sprechen. Aber wir kennen auch noch das Blatt des Spatens, das Blatt eines Schwertes, das Schulterblatt. Alle diese „Blätter" haben das Gemeinsame, daß sie eigentlich keine Blätter sind, sondern sie entlehnten ihre Bezeichnung von den „richtigen" Blättern, von jenen vielgestaltigen, form- und farbschönen, eirunden oder gefiederten, fingerförmigen oder gefächerten, glatten oder behaarten Gebilden, welche die Natur uns in unübersehbarer Fülle an jedem Baum und Strauch und jeglichem pflanzlichen Gewächs auf dem weiten Erdenrund beschert! Von diesen Pflanzenblättern her wurde — das ist leicht einzusehen — das Wort „Blatt" in unserer Sprache auf die vielen anderen Dinge von blattähnlicher Beschaffenheit übertragen.

Was aber ist nun — sprachlich gesehen — jenes grüne Blatt an Baum und Strauch? Wenn wir dieser Frage einmal nachgehen, so machen wir eine vielleicht noch seltsamere und schönere Entdeckung, als wir sie in der unendlichen Buntheit der Blattgebilde in Feld und Wald gefunden haben! Denn: diese neue Entdeckung zeigt uns unsere deutsche Muttersprache in einer Bedeutungstiefe, einer Formfreudigkeit, die sich der Vielgestalt der Blattwelt getrost zur Seite stellen darf.

Es ist nicht einmal so schwer, sich über den Ursinn der Benennung „Blatt" ein klares Bild zu verschaffen. Man braucht nur einmal in einer stillen Stunde sich die Fähigkeit unserer deutschen Sprache ins Gedächtnis zurückzurufen, daß sie durch Abwandlung des Stammvokals aus einer und derselben Wurzel bedeutungsverwandte Wörter zu bilden vermag. Auf diese Weise — man sagt: durch Ablaut — sind „Blatt" und „Blüte" von einem gleichen Wortstamm gebildet; der Grund dafür liegt auf der Hand: beide, „Blüte" und „Blatt", sind ja gleichen Ursprungs auch in der Natur! Beide entsprießen wachsend dem Zweig des Baumes, dem Stengel eines Krauts, und der Pflanzenforscher kann uns sogar Beweise dafür geben, daß die „Blüte" nichts anderes ist als ein besonders zweckhaft geformtes, besonders gefärbtes „Blatt". Er kann uns noch Formen zeigen, wo dieser uralte Zusammenhang selbst noch für unsere Augen deutlich sichtbar wird. Und bei dieser Erkenntnis drängt sich geradezu die andere auf, daß auch die „Blume" wieder nichts anderes ist als ein so zartes form- und farbenschönes „Blatt"-Gebilde!

Woran aber nicht gleich jeder denken wird, ist die Tatsache, daß nun auch noch das „Blut" zur gleichen Sprachwurzel wie „Blatt" und „Blume" und „Blüte" gehört! Der Deutsche liebt es ja, den Menschen in seiner Verbundenheit mit der Natur zu sehen, und gebraucht deswegen zu seiner Kennzeichnung gern einen pflanzlichen Vergleich. So sprechen wir von einem „blühenden" Mädchen; so sagen wir, jemand sei in der „Blüte" der Jahre gestorben; so kennt unser Sprachgebrauch einen „welken" Greis, oder viel tiefer noch als durch diese Bildhaftigkeit offenbart unsere Muttersprache die Schönheit ihrer Gedankenwelt, wenn sie das Wort „Blut", wenn sie die Benennung für den Lebenssaft in unseren Adern vom gleichen Wortstamm prägt, aus einer und derselben Urwurzel herleitet, womit sie das eigentlich Lebendige, Sprießende, Fruchtbringende auch beim Baum oder einer zarten Blume bezeichnet! Sie hat damit das unendliche Geheimnis des Volkswachstums aus dem Blut im Ausdruck eingefangen und für immer festgehalten!

Blatt, Blume, Blüte, Blut . . .! In allen diesen webt und schafft das Leben. Sie alle sind eines Stammes, wie in der Natur, so auch in unserer Sprache!

Jenny Lind und die Bürger von Calais.

Anekdote von Kurt Lütgen.

Jenny Lind, die „schwedische Nachtigall“, hatte kaum Ruhe in dem Hotel zu Calais gefunden, in dem sie auf der Reise von Paris nach London abgestiegen war, als ihr der Besitzer des Hauses selbst den ersten Blumenkorb ins Zimmer trug. Ungenannte Verehrer ihrer Kunst hatten ihn geschickt. Sie lächelte dem Überbringer geduldig zu, konnte sich aber doch einer spöttischen Bemerkung nicht enthalten, daß ihre Anwesenheit den Bürgern von Calais wohl nicht ganz ohne Schuld ihres Wirtes so rasch bekannt geworden sei.

Während er untertänigst seine vollkommene Unschuld beteuerte, wurden vom Portier drei Herren gemeldet, die Jenny Lind ohne Verzug zu sprechen verlangten. Der Wirt suchte abzuwehren, führte die Besucher aber bald darauf selbst ins Zimmer unter wiederholten Versicherungen, daß er seinen berühmten Gast wohl vor zudringlichen Verehrern, nicht aber vor der hohen Polizei zu schützen vermöge.

Jenny Lind fuhr recht ungnädig auf, als drei würdige Herren hinter dem Wirt über die Schwelle traten. Sie bemühten sich denn auch, ihr Erscheinen und die Störung geziemend zu entschuldigen. Leider sei der Polizeiverwaltung von Paris aus eine Anzeige zugegangen, daß eine Schwindlerin sich ihre Ähnlichkeit mit der großen Sängerin zu allerlei Hochstapeleien zunutze mache. Sie seien daher — man wolle doch gütigst entschuldigen — gezwungen, um Vorweisung der Personalpapiere zu bitten.

„Gut“, erklärte Jenny Lind, „hier ist mein Paß. Ich muß Sie aber bitten, die Prüfung sofort zu erledigen. In zwei Stunden geht mein Schiff.“

Die würdigen Herren prüften den Paß eingehend, um dann zu erklären, er sei gefälscht. Man müsse also zunächst im Zentralpaßbureau in Paris rückfragen. Die Sängerin erinnerte sich mit Schrecken der Umständlichkeit der französischen Polizei in allen Paßangelegenheiten und versicherte hoch und teuer, sie sei die echte Jenny Lind.

Die drei würdigen Herren zuckten die Achseln: Wohl möglich, aber die Schwindlerin würde das gleiche behaupten. Man müsse also rückfragen. Oder — —

„Oder?“ nahm Jenny Lind das rettende Stichwort auf, von der Angst geplagt, ihr Schiff und damit das für den kommenden Tag angesetzte Konzert in London zu versäumen.

„Oder Madame überzeugen uns durch die Schönheit Ihres Gesanges, daß Sie die echte Jenny Lind sind.“

Zunächst fand die Sängerin noch entrüstete Widerworte. Die Angst aber, Schiff und Konzert zu versäumen, war stärker. Sie setzte sich ans Klavier und sang einige ihrer Lieder. Die drei würdigen Herren und der Wirt lauschten entzückt.

Der stürmische Beifall, in den ihre Zuhörer ausbrachen und der sich durch rauschenden Beifall in den Nebenzimmern und auf dem Flur verstärkte, belehrte Jenny Lind freilich rasch, daß sie einem wohlvorbereiteten Streich zum Opfer gefallen war. In anfänglichem Zorn wollte sie die drei Pseudobeamten zur Anzeige bringen. Die ehrliche Begeisterung der Männer und die herzliche Dankbarkeit der ungeladenen Zuhörer versöhnten sie indessen bald. Die drei würdigen Herren und der Wirt wurden mit einem freundlichen Lachen entlassen.

Als Jenny Lind zwei Stunden später den Wagen bestieg, um zum Hafen zu fahren, war das Gefährt so mit Blumen geschmückt, daß sie kaum Platz darin fand. An den Straßen standen die Bürger von Calais und jubelten ihr zu. Eine Königin hätte nicht herzlicher gefeiert werden können.



Bunte Chronik



Der Zucker erobert die Welt.

Der Zucker, der heute ein unentbehrliches Genuß- und Nährmittel für uns geworden ist, ist erst gegen Ende des Mittelalters in Europa bekannt geworden. Er wurde aus Indien, wo er aus dem Zuckerrohr gewonnen wurde, eingeführt und hat sich, nachdem er einmal bekannt geworden ist, schnell eingebürgert. Im Zeitalter der Renaissance war er in Italien bereits ein sehr beliebtes Genußmittel, natürlich zunächst nur in den Kreisen der Reichen, denn die Schwierigkeit der Transportverhältnisse verteuerte solche Waren sehr. Ein Schriftsteller jener Tage sagt, daß es kein festliches Gastmahl mehr gäbe, bei dem nicht eine Fülle von Zucker in vielerlei Gestalt verwendet würde. Figuren und Gruppen, Vögel und Vierfüßler und wunderschöne Früchte in natürlichen Farben wurden daraus gebildet und Gewürze damit kandiert; ohne Zucker wurde fast nichts mehr verzehrt. Zucker kam an die Kuchen, Zucker in den Wein, Zucker in das Wasser, ja sogar Fleisch und Eier bereitete man mit Zucker! In Frankreich scheint Katharina von Medici, die Gattin Heinrichs II. den Zucker eingeführt zu haben, das italienische Gefolge dieser Fürstin hat auch zuerst den Gebrauch von Likör in Frankreich bekannt gemacht. Sehr bald, schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wird dann der Zucker innerhalb der oberen Schichten des französischen Volkes als unentbehrliches Genußmittel angesehen. Ebenso galten damals auch in England Zuckerwerk und Gelees, Marmeladen, kandierte Früchte, sowie Schiffe und Figuren aus Zucker, bei jeder feineren Mahlzeit als unentbehrlich. In Deutschland ist die erste Zuckersiederei in Augsburg 1573 entstanden. Um 1800 wurden in Europa, nach einer Berechnung Alexander von Humboldts 4 500 000 Zentner Zucker verbraucht, das macht 3 bis 4 Pfund auf den Kopf der Bevölkerung. Noch zur Zeit Friedrichs des Großen war der Zucker in Deutschland keineswegs billig und auch nicht allgemein gebräuchlich, sondern man benutzte als Süßmittel, etwa beim Einmachen der Früchte, in der Regel Honig.



Lustige Ecke



Im Hutladen.



„Nein, wissen Sie, ich glaub', daß ich mir doch lieber ein Pa ar Schuhe kaufe!“

*

Zureichender Grund.

Onkel: „Ihr seid aber brave Kinder, schon mehr als eine Stunde sitzt ihr auf euren Stühlen.“

Fritzchen: „Wir dürfen ja nicht aufstehen, du sollst nicht sehen, daß alle unsere Stühle kaputt sind.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.